

Ein Zimmer für sich allein

**Text: Annett Scheffel
Fotos: Insa Hagemann**



**Wie kann es eigentlich sein, dass in diesem Land
so viele Frauen misshandelt werden?
Dass 95 Prozent aller Autodiebstähle angezeigt werden,
aber kaum gewalttätige Lebensgefährten.
Manche Frauen können dieser Hölle entkommen.
Aber glücklich werden nur wenige von ihnen.
Ein Besuch im Frauenhaus**

Ich werde nie ein schönes Leben haben.“ Ein kurzer Satz, klar und düster, ein unerträglicher Gedanke. Alina spricht ihn mit einer stummen Gewissheit in die Oberflächenidylle dieses sonnigen Vormittags hinein. Er schneidet ein dunkelgraues Loch mitten hinein ins wilde Vogelgezwitscher. Ein Kind gluckst leise im gelben Sand neben der Schaukel, in der Ferne piept die Ladeklappe eines Müllwagens, der Klang eines deutschen Alltags. Ein Alltag, zu dem auch Alinas Geschichte gehört, auch wenn davon mehr als zehn Jahre niemand etwas wissen durfte. Es ist eine Geschichte von Schmerz und roher Gewalt, von Erniedrigung und einer Angst, die, wie Alina sagt, immer bleiben wird, die ihr jeden Tag kalt und schwer im Nacken sitzt.

Alina heißt nicht wirklich Alina, ihr echter Name darf hier nicht stehen. Weil sie abgehauen ist — weil sie sich für das in der Kultur ihrer Familie Unvorstellbare entschieden hat: einen eigenen Weg —, ist sie von Ehrenmord bedroht. „Wenn sie mich finden, habe ich keine Chance“, sagt sie. Alina spricht mit der leisen, brüchigen Stimme einer Frau, die gelernt hat, ständig auf der Hut zu sein. Oft beginnt sie einen Satz, atmet dann schwer, knetet die Finger und blickt lange ins Leere, bevor sie weiterspricht. Alina ist Anfang zwanzig. Sie ist in Bonn aufgewachsen, in einer muslimischen Familie, in der die Ehre des Vaters, der Brüder, der gesamten Familie stark mit der Kontrollgewalt über Frauen verbunden ist. Im Heimatland ihrer Eltern regeln immer noch althergebrachte Gewohnheitsrechte die Rolle der Frau: Selbstjustiz, Zwangsehen, Ehrenmord. Welches Land, das will sie lieber nicht sagen — schon dieses Detail, fürchtet sie, könnte sie verraten.

Seit einer Woche ist Alina im Frauenhaus Bora, eines von sechs Frauenhäusern in Berlin. Mehrere Stationen in anderen Frauenhäusern liegen hinter ihr. Auch sie sollte gegen ihren Willen verheiratet werden. Sie sitzt auf einer Holzbank im Hof des Hauses. Dunkles Shirt, traurige Augen. Die Luft riecht nach gemähtem Rasen. Es ist einer der ersten heißen Tage des Jahres. Die Schokoglasur auf den Keksen, die eine der Mitarbeiterinnen auf den Tisch gestellt hat, ist schon ganz weich. Alina rührt sie ohnehin nicht an, während sie ihre Geschichte erzählt. Schon als Kind wird sie regelmäßig geschlagen, vom Vater, vom Großvater, von den zwei Brüdern. Als sie neun Jahre alt ist, wird sie von ihrer Familie einem Mann versprochen.

Er ist zehn Jahre älter als sie, sie kennt ihn nicht. Jahrelang musste sie mit ihm leben, „eigentlich seitdem ich klar denken kann“. In ihrer Familie hat das Tradition: Bei ihrer Mutter war das so und bei ihrer Großmutter auch. Der Mann nimmt Drogen. Er schlägt sie, jeden Tag, mit unvorstellbarer Brutalität. Er zwingt sie zum Sex. Alina wehrt sich, deshalb schlägt er noch härter zu.

In der Schule fragten die Lehrer, woher die Verletzungen kommen, die blauen Flecken in Gesicht, an Armen und Beinen, die Brüche und „alle möglichen anderen Verletzungen“. Mehrmals musste sie nach einer der Gewalttiraden des Mannes, den sie heiraten soll, operiert werden. Auch im Krankenhaus stellt man Fragen. Alina schweigt, jahrelang. „Ich habe das von klein auf eingebläut bekommen: Niemand darf was mitbekommen. Frauen haben nichts zu sagen.“ Wenn Alina heute darüber spricht, benutzt sie den Ausdruck „sich im Zaum halten“. Wie kann man sich so beherrschen, wenn es der Mann nie tut? Wie den Schmerz runterschlucken? Fragen, auf die es keine guten Antworten gibt. Sie hängen bleiern über dem Tisch und den Keksen und dem Hof mit der unauffälligen, hell verputzten Fassade und einem dieser bunten Spielplatzhäuschen, wie sie hundertfach in Berlin stehen.

Als Jugendliche bleibt Alina Einzelgängerin, sie versteckt sich — unter langer Kleidung, hinter immer neuen Ausreden. Sie erzählt von Treppen, auf denen sie gestürzt sei, und von Bällen, die sie beim Sport unglücklich getroffen hätten. „Es gibt genug Storys“, sagt Alina. Trotzdem klingen sie für einige, die doch ein wenig genauer hinschauen, wie kleine Lügen, die von einem großen Abgrund ablenken sollen. Das Jugendamt wird eingeschaltet, nimmt Alina insgesamt dreimal aus ihrer Familie heraus. Sie bekommt Morddrohungen und geht immer wieder freiwillig zurück. „Das Jugendamt hat es jedes Mal schlimmer gemacht“, sagt sie. Die Schläge werden noch hemmungsloser. Als die Hochzeit dann bevorsteht, stellt sich Alina vor die Wahl: endgültig an dieses Leben gefesselt werden, das sie so hasst, oder raus und weg, ein Leben auf der Flucht, für immer.

Was ist los in diesem Land, in dem jede vierte Frau körperliche oder sexuelle Gewalt erlebt?

Alinas Geschichte ist nur eine von vielen Tausenden Geschichten, die sich in deutschen Wohnzimmern abspielen. Sie handeln von körperlicher Misshandlung und

Vergewaltigung, von Demütigung und Psychoterror, von Verfolgungswahn und Diskriminierung. Im Frauenhaus Bora gibt es 24 Geschichten in 24 Zimmern. Zusammen mit den Betten für die Kinder, die die Frauen mitbringen, macht das 53 Plätze. 326 gibt es in ganz Berlin.

Das ist wenig, wenn man sich ein paar Zahlen anschaut: 2015 wurden allein in Berlin 14.490 Fälle von häuslicher Gewalt gemeldet, die allermeisten davon, mehr als 80 Prozent, gegen Frauen — eine Zahl, zu der man eine sehr hohe Dunkelziffer addieren muss. Aber man weiß durch mehrere große Studien in den letzten 15 Jahren mittlerweile: Jede vierte Frau in Deutschland wird mindestens einmal in ihrem Leben Opfer körperlicher oder sexueller Gewalt durch ihren Partner. Eine EU-Studie aus dem Jahr 2014 spricht sogar von jeder dritten Frau. Noch höher, bei unglaublichen 50 Prozent, liegt die Zahl im Fall von psychischer Gewalt durch den Partner: Einschüchterungen, Verleumdungen, Drohungen. Und — auch das sagen die Statistiken — Gewalt wird in allen Bevölkerungsschichten ausgeübt, unabhängig von sozialem Status, Herkunft, Kultur und religiösem Hintergrund.

Jede zweite beziehungsweise dritte Frau! Nicht in irgendeinem Entwicklungsland, sondern mitten im vermeintlich modernen, weltoffenen Europa, wo zwar an die 95 Prozent der Autodiebstähle angezeigt werden, aber die allerwenigsten gewalttätigen Partner. Wenn die Statistiken ein einigermaßen realitätsnahes Bild von den deutschen Beziehungen zulassen, dann steht es nicht gut um die Liebe in diesem Land. Was ist in einer Gesellschaft los, in der seit Brüderle und der Aufschrei-Debatte so viel über Geschlechtergleichheit und seit der Kölner Silvesternacht über sexuelle Sicherheit von Frauen diskutiert wird? Wie kann es sein, dass Männer, die sich lauthals über Migrantenhorden vor Hauptbahnhöfen empören, zu Hause ihre eigenen Frauen ohrfeigen, treten, nötigen, begripschen oder zum Sex zwingen?

Pari Teimoori ist eine kleine Frau mit freundlichen, müden Augen. Sie leitet das Frauenhaus Bora seit 14 Jahren. Obwohl die Anzahl der gemeldeten Fälle in Berlin seit Jahren sinkt, sei das Problem mit der Gewalt gegen Frauen wieder schlimmer geworden, sagt Pari Teimoori. „Es ist schwer für mich zu beobachten, welches Ausmaß die Gewalt mittlerweile annimmt. Diese Enthemmung, die wir heute beobachten, ist nicht vergleichbar mit der Gewalt, mit der wir es vor zehn Jahren zu tun hatten. Die Brutalität haut mich um.“ Diesen Eindruck stützt auch die Kriminalitätsstatistik des Jahres 2016, die Innenminister Thomas de Maizière im April vorstellte: Die Zahl der Einbrüche nimmt ab, die Bereitschaft zu schwerer Körperverletzung und Vergewaltigung steigt merklich.

Wie kommt es bei all dem Fortschritt, der uns ständig umkreist, zu dieser „Verrohung“, wie de Maizière ausnahmsweise pathetisch, aber passend formulierte? Sind die Populisten schuld? Die Trumps, Erdogans und Höckes dieser Welt und ihre ruppige Art, mit politischen

Gegnern, Minderheiten und Schwachen umzugehen? Political Correctness? Who cares? Das Recht des Stärkeren zählt. Hat ja früher auch wunderbar funktioniert. Frauen, so scheint es, bleiben dabei zwangsläufig auf der Strecke. Ihre Situation dürfte sich wohl eher verschlechtern, nachdem das Säbelrasseln der Populisten bei so vielen Männern den Oberflächenlack der Zivilisation wieder aufgeweicht hat. Trump signalisiert ihnen: Angrapschen ist schon irgendwie okay, ihr seid ja auch nur Männer. Und: Wer Schläge austeilt, schützt sich vor der eigenen Erniedrigung. „Besonders die Männer, die selbst abhängig sind — die Sozialhilfe bekommen, trinken, spielsüchtig sind —, wollen sich durch Gewalt nach wie vor stärker fühlen“, sagt Pari Teimoori.

Vergewaltigung in der Ehe wird in Deutschland bestraft — allerdings erst seit 1997

Die Idee, sich aktiv gegen diese Gewalt zu wehren und Schutzorte für betroffene Frauen einzurichten, stammt aus den Siebzigern. Obwohl es im Grundgesetz schon seit 1949 hieß, „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, wurden erst 1970 durch die Frauenbewegung Tatsachen geschaffen: Frauencafés und Frauenverlage wurden gegründet, in London entstand 1971 das weltweit erste Frauenzentrum, in Brüssel tagt 1976 das internationale Tribunal „Gewalt gegen Frauen“. Im selben Jahr eröffnet in Westberlin das erste Frauenhaus in Deutschland. Die Aktivistinnen der Frauenhausbewegung provozieren damals bereits mit ihrem öffentlichen Appell, häusliche Gewalt nicht mehr als Randproblem, sondern als Ausdruck einer frauenfeindlichen, patriarchalen Gesellschaft zu verstehen. Was heute selbstverständlich scheint, musste bis in die Neunziger hart erkämpft werden. Ebenso wie entsprechende Gesetze: Erst seit 1997 wird sexuelle Gewalt auch innerhalb der Ehe strafrechtlich als Vergewaltigung geahndet. Seit 2002 gilt das sogenannte Gewaltschutzgesetz, nach dem Gewalttäter polizeilich der gemeinsamen Wohnung verwiesen werden können. Klingt eigentlich gut. Am Problem hat das aber wenig verändert.

Draußen am Tor des Hauses mit der hell verputzten Fassade gibt es kein Namensschild, das auf das Frauenhaus hinweist. Die Adresse ist geheim, auch die Frauen dürfen sie an niemanden weitergeben. Männern wird normalerweise grundsätzlich der Zutritt verweigert. Auch für mich öffnet sich die hohe Eisentür nicht sofort, als ich klinge: Ein unbekanntes Gesicht auf den Monitoren der Überwachungskameras ist grundsätzlich verdächtig. Die Frauen, die wie Alina hierherkommen, wollen nicht gefunden werden. Der Zaun, die Kameras, die Gemeinschaft — alles erzeugt einen Schutzraum.

„Das ist genau das Gefühl, das man in dieser Situation haben will“, sagt Maya. Auch sie ist wie Alina noch nicht lange im Frauenhaus, auch sie ist Anfang zwanzig. Gerade hat sie sich in der Gemeinschaftsküche Mittag

**Oft ist es nur eine kleine Tasche,
die die Frauen mitbringen,
wenn sie vor der Gewalt fliehen.
Aber obendrauf kommt ein
XXL-Paket mit Problemen**



gekocht, Kartoffelbrei und Salat, einen großen Teller voll — und eine Tupperdose für später. Maya will sich die Kilo und die Kraft, die sie in den letzten Monaten wegen der psychischen Belastung verloren hat, wieder anessen. Am Ende war sie so schwach, dass sie nicht mehr gerade stehen konnte. Die schmalen Schultern hängen nach vorne, die Gabel stochert am Tellerrand. Jeder Happen fällt ihr schwer. Ein paar Mal lacht Maya kurz. Dann bemerkt man die Unsicherheit am deutlichsten, mit der sie sich gerade durch ihre Tage bewegt — Tage, die zeigen, dass sie ihr Fundament, ihre Sicherheit eingebüßt hat, seit ihre Eltern wissen, was es für sie nicht geben darf.

Manchmal ist psychische Gewalt sogar noch schlimmer als physische

Maya ist lesbisch — „das Schlimmste, was man in einer arabisch-muslimischen Familie sein kann“, sagt sie. Seit einem Jahr hat sie eine Freundin, die erste richtige. Maya ist Studentin. Sie ist in Berlin aufgewachsen, hier, wo alle möglichen schwul-lesbischen und queeren Lebensformen ganz selbstverständlich zum Stadtbild gehören. „Für meine Eltern bin ich eine Enttäuschung. Eine erfolgreiche Erziehung bedeutet für sie, dass ich heirate und Kinder bekomme.“ Maya hat es ihren Eltern selbst erzählt, weil sie nicht mehr lügen wollte, weil sie dachte, sie kommen damit zurecht — ihre Beziehung ist eigentlich gut. Nun muss sie lernen, mit der Ablehnung zu leben, die ihr seitdem entgegenschlägt, und mit dem Gefühl des plötzlichen Ausgeschlossenenseins aus ihrer Familie.

Maya riss mehrmals von zu Hause aus, ging zurück, wurde wieder vor die Tür gesetzt. Als sie einmal heftig geschlagen wurde, ging Maya nicht zur Polizei, nicht zum Arzt. Sie wollte ihre Eltern schützen. Lange quälten sie Schweißausbrüche, das Herz raste, das Atmen ging schwer. Die Eltern drohten ihr, beschimpften sie: Sie zerstöre die Familie, sie werde kein glückliches Leben haben, sie sei schuld am Unglück der anderen. „Mit Worten traumatisieren“ nennt Maya das. Seitdem kämpft sie mit ihrem Selbstwertgefühl. Und sie hat Angst davor, was ihre Eltern tun könnten, um sie „wieder unter Kontrolle zu haben“: andere Familienmitglieder oder Bekannte einweihen, sie auf die Suche nach ihr schicken, sich selbst etwas antun. Maya sagt, das Problem sei nicht unbedingt die Religion, sondern der gesellschaftliche Druck. Auch eine Cousine, die ihr hilft, denkt, lesbisch zu sein sei falsch. Eine Sünde, unnatürlich.

„Psychische Gewalt“, sagt Pari Teimoori, „ist sogar schlimmer als physische, besonders wenn sie über Jahre hinweg auf die Frauen einwirkt. Irgendwann denken sie selbst, sie seien verrückt geworden.“ Hinzu kommt, dass es digitale Medien Männern leichter machen, Frauen zu terrorisieren. „Die Kontrollausübung ist für die Männer einfacher geworden. Etwa mit Stalking-Apps.“

Besonders schlimm ist die Situation für Migrantinnen und Geflüchtete. Seit den Neunzigern steigt deren Anteil unter den Bewohnerinnen der Frauenhäuser und ist vor

allem in Großstädten wie Berlin hoch. Auch im Frauenhaus Bora: Pari Teimoori schätzt ihn auf 60 Prozent. Die Frauen, die oft aus der Türkei und Osteuropa kommen, leiden unter einer doppelten Unterdrückung: als Frau und als Ausländerin. Oft sprechen sie kein Deutsch, haben keine Arbeitserlaubnis, ihr Aufenthaltsstatus ist an den des Mannes gebunden.

Im Frauenhaus ist heute Hausversammlung, wie jede Woche, immer zur gleichen Zeit. Dieses Prinzip hat sich neben anderen demokratischen Strukturen des Zusammenlebens seit Beginn der Frauenhausbewegung in den Siebzigern gehalten. Etwa 15 Frauen sind gekommen. Sie sitzen um einen langen Tisch, trinken Cappuccino und besprechen mit einer Mitarbeiterin Putzpläne, Telefondienste, die Sauberkeit in den Zimmern. Eine der Frauen hat Geburtstag. Sie lächelt erschöpft, als die Runde ein schleppendes „Happy Birthday“ anstimmt. Die Schläge und Beschimpfungen, die auf diese Frauen niedergegangen sind — all das dringt nicht sofort nach außen. Es versteckt sich hinter fahlen Gesichtern und scheuen Blicken. Oder hinter lauten Sprüchen und Galgenhumor.

„Ein Frauenhaus ist gut, wenn man die Sicherheit braucht, die es bietet“, sagt Maya, „aber die Nächte allein zu sein, das ist manchmal nicht so schön.“ Jede Frau kümmert sich selbst um ihren Alltag. Der findet vor allem in den kleinen Zimmern statt. Alina zeigt ihr Zimmer: 15 Quadratmeter, die Möbel in Schullandheim-Fichte, Bett, Schrank, Tisch auf Linoleumfußboden, ein Waschbecken neben der Tür. Gekommen ist sie ohne Koffer, ohne alles, nur das Allerwichtigste in einer kleinen Tasche.

Die Frauen, die zu Pari Teimoori und ihren Mitarbeiterinnen ins Frauenhaus kommen, bringen nie viel mit. Meistens sind es nur eine kleine Tasche mit einigen Habseligkeiten und der Mut zu fliehen. Und ein „XXL-Paket an Problemen“, wie Teimoori sagt: kein Einkommen, keine Arbeit, keine Wohnung, kein soziales Netz, dafür Schulden und psychosomatische Störungen. Wer ein neues Leben beginnen will, muss erst mal eine bürokratische Irrfahrt überstehen. Muss sich durch all die Formulare kämpfen, auf denen es oft auch eine Zeile für die Unterschrift des Ehemannes gibt: Kindergeld, Sorgerecht, Wohnberechtigungsschein. Zu der bitteren Wahrheit gehört dabei aber auch, dass viele Frauen zu ihren Männern oder in andere gewalttätige Milieus zurückkehren.

Für Alina gibt es diesen Weg zurück nicht. Im Schatten des Hofes reibt sie sich mit dem Zeigefinger in den Augen, um die aufsteigenden Tränen zu verjagen. Sie leidet an Depressionen und einer komplexen posttraumatischen Belastungsstörung. Vor ihrer Flucht hat sie in Bonn versucht, sich das Leben zu nehmen, schluckte alle Tabletten, die sie zusammenbekam. Jemand fand sie, brachte sie ins Krankenhaus. Ist sie heute froh, dass sie überlebt hat? Ein schnelles, leises „Nein!“. Dann der Satz, der so dunkel und dumpf zwischen das Vogelgezwitscher fährt: „Ich werde nie ein schönes Leben haben.“

Jetzt, an diesem Tag, in diesem Hof gibt es aber auch etwas Gutes. Keine neuen Schläge und ein wenig Ruhe. ♦